

## Zu Trierer Glasfragmenten

von

THEA ELISABETH HAEVERNICK

### Reste eines blauen Glasbechers aus Trier

In seinem Aufsatz „Römische Gefäße aus Bronze, Glas und Ton im Provinzialmuseum Trier“<sup>1</sup> erwähnt S. Loeschke auch zwei Scherben eines blauen Gefäßes vom Palais Kesselstatt<sup>2</sup> (Abb. 1). Da die Fundliste der Grabung verschwunden ist, vielleicht während des letzten Krieges<sup>3</sup>, läßt sich über Einzelheiten des Zusammenhangs nichts mehr aussagen. Man muß sich also an die Scherben allein halten. Loeschke erwähnt Rand- und Wandungsscherbe, die zu dem gleichen Gefäß gehören, auch wenn sie nicht aneinander passen; das Muster ist aber absolut eindeutig auf beiden Stücken. Der Randedurchmesser läßt sich mit etwa 11 cm errechnen. Die Höhe bleibt fraglich, dürfte aber wohl 9 cm betragen haben, die Dicke beträgt 1,5 mm. Es muß sich um einen relativ steilwandigen unten kugeligen Becher gehandelt haben, mit ganz leicht ausbiegender Randzone (Abb. 1). Um den gerade abgeschliffenen Rand läuft außen ein mattiertes Schliffband von knapp 3 mm Breite. Darunter folgen im Abstand von 3 und 2 mm Breite zwei weitere schmale etwa 2 mm breite, mattierte Bänder. In einer 1,2 cm breiten Zone schließt sich ein Schriftband an. Bei der Randscherbe sind die Buchstaben V I V erhalten, bei der zweiten Scherbe ist nur ein Buchstabenrest vorhanden, der nicht eindeutig zu lesen ist, da er I oder zum Beispiel L sein könnte. Wieder folgen zwei mattierte Bänder, die den Rand zu einem Muster aus mattierte Quadraten bilden, welche jeweils von vierfachen Bändern und Schachbrettquadraten eingefasst sind. Dieses Muster scheint den ganzen Gefäßkörper verziert zu haben. Irritierend wirken die sehr ausgeprägten Glasschlieren auf der Außenseite, die fast stärker als das Muster zu sehen sind. Die Farbe ist ein schönes durchscheinendes Blau, vermutlich eine helle Kobaltfärbung, was sich ohne Analyse nicht eindeutig sagen läßt.

Daß sich die drei Buchstaben zu VIVAS ergänzen lassen<sup>4</sup>, dürfte einwandfrei sein. Doch läßt sich nicht einmal vermuten, was noch folgen könnte.

Da das Muster der Scherben einmal mit weißer Farbe ausgerieben worden ist, um sie deutlicher fotografieren zu können, täuscht jetzt wohl die Technik, mit der die Muster angebracht worden sind. Der Streifen unter dem Rand zeigt ganz feine dünne Schlifflinien. Es dürfte sich aber nicht um eine Verzierungsart handeln, wie sie von D. B. Harden<sup>5</sup> beschrieben wird, denn das ganze weitere

<sup>1</sup> Trierer Zeitschr. 3, 1928, 79 Taf. IV B 9.

<sup>2</sup> Fund Nr. 182 Kesselstatt, Trier.

<sup>3</sup> Freundliche Mitteilung von W. Binsfeld, Trier.

<sup>4</sup> Vgl. Glas von Besseringen, Kr. Merzig: F. Hettner, Ill. Führer Trier, 1903, 101 (Mitte 4. Jh. n. Chr.).

<sup>5</sup> D. B. Harden, Late roman wheel-inscribed glasses with double-line letters. Kölner Jahrb. f. Vor- und Frühgeschichte 9, 1967—68, 43 ff.

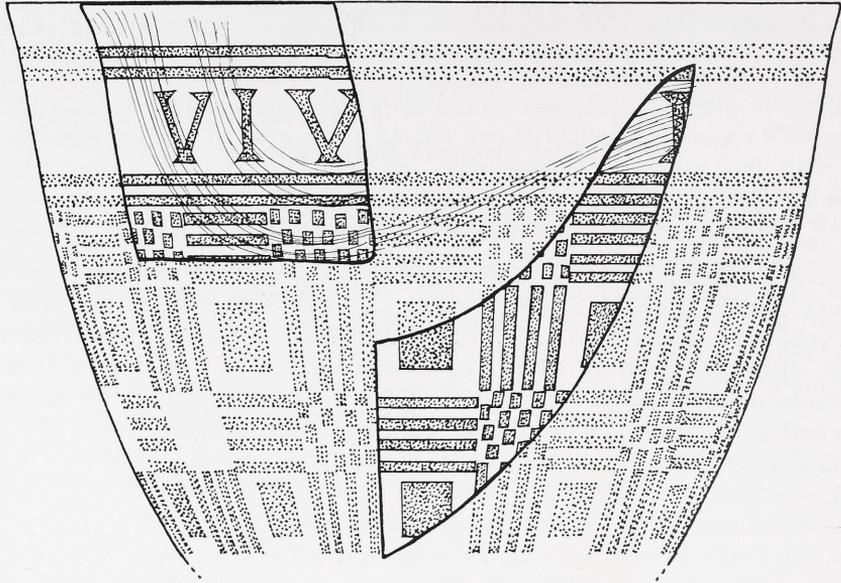


Abb. 1 Glasbecherscherben aus Trier, Palais Kesselstatt (Fund-Nr. 182). Fast 1 : 1

Muster sieht wie fein gestippt aus. Man möchte an einen Ätzzvorgang denken, doch dürfte den Römern diese Technik noch nicht bekannt gewesen sein. Auf einem Foto mit dem weiß ausgefüllten Muster ist bei der oberen Linie rechts deutlich eine „Naht“ zu erkennen, die anzeigt, daß der ganze Streifen auf einmal hergestellt worden ist, was dementsprechend für das Gesamtmuster gilt. Es ist so kantig und exakt, daß es schwer fällt, an Schlifffarbeit zu denken. Jedenfalls sind die Scherben durch das Muster und seine Herstellungsart auffallend und ungewöhnlich. Doch zu der Art der Verzierung lassen sich einige Vergleichsfunde anführen, die eine ähnliche Korrosion des Musters zeigen. Da ist zum Beispiel eine steilwandige Becherscherbe aus klarem Glas mit „gerauhter Verzierung“ aus Schaan, „auf Krüppel“<sup>6</sup>, die dem 4. Jahrhundert n. Chr. angehört. Die Reste eines gelblichen Glases aus Fontaines-Salées<sup>7</sup>, die mit einer Art von Bändern verziert sind, von denen vermutet wird, daß es Reste von Malerei (?) sein könnten, lassen sich ohne Inaugenscheinnahme nicht beurteilen. Sie sollen dem 3./4. Jahrhundert n. Chr. angehören. Besonders wichtig ist aber die Schale aus Köln-Braunsfeld<sup>8</sup>, die in erster Linie durch die Form des Sarkophags, in dem sie gefunden wurde, datiert ist, da die anderen Beifunde nicht

<sup>6</sup> D. Beck-H. J. Kellner, Die spätrömische Höhensiedlung „Auf Krüppel“ bei Schaan. Studien zu den Militärgrenzen Roms. Beih. der Bonner Jahrb. 19, 1967, 107 Abb. 3, 17.

<sup>7</sup> Abbé Bernard Lacroix, Mobilier d'un habitat du IV<sup>e</sup> siècle aux Fontaines-Salées. Revue arch. de l'Est et du Centre-Est 19, 1968, 229 Abb. 50.

<sup>8</sup> F. Fremersdorf, Ein bisher verkanntes römisches Goldglas mit christlichen Wunderszenen in der römischen Abteilung des Wallraf-Richartz-Museums Köln. Wallraf-Richartz-Jahrbuch, N.F. 1, 1930, 282 ff., bes. 292. Ich habe W. Haberey, Bonn, für diesen wichtigen Hinweis sehr zu danken.

erhalten sind. Bei sorgfältiger Untersuchung stellte sich heraus, daß es sich um ein Goldglas ohne Überfang handelt. Die dort angewendete Technik ist so vorzustellen, daß die ganze Fläche mit einem Goldblatt bedeckt wurde, in das die Zeichnung der reichen Darstellung fein eingeritzt wurde, um dann die Umgebung auszuschaben. Betrachtet man nun unsere beiden Scherben, so dürfte es sich auch um ein solches Goldglas handeln, nur scheint wohl das Gold bereits als Muster aufgelegt worden zu sein. Die „Nahtstelle“ oben rechts über dem zweiten V wäre sonst schwer zu erklären. Eine sehr große Zahl von Unregelmäßigkeiten mag auch dafür sprechen. Der Korrosionseffekt läßt eigentlich nur diese Deutung als Goldglas ohne Überfang zu. Unseres Wissens ist bisher kein weiteres Glas mit einem solchen geometrischen Muster gefunden worden, und so verdienen die beiden Scherben mehr Aufmerksamkeit, als ihnen bisher zuteil geworden ist.

#### Eine Goldglasscherbe aus Trier

Beim Anbau an das Landesmuseum Trier im Jahre 1925 wurde eine Goldglasscherbe gefunden<sup>1</sup>. Es handelt sich um ein zwar einfaches, aber interessantes Stück, L. 7,4 cm, Br. bis zu 2 cm, D. 0,9 cm. Die Scherbe ist völlig plan. Die in sich rauhe Unterseite enthält kleinste Reste von Ziegelstückchen, was andeuten mag, daß das Glas auf einem Ziegel ausgegossen worden ist. Man kann an der seitlichen Bruchstelle und der Unterseite sehen, wie ein Glastropfen sich beim Guß abgesetzt hat und sozusagen allein, wenn auch in gleicher Ebene, weitergeflossen ist (Abb. 2, 2, aber auch auf Abb. 2, 1 und 3 zu sehen).

Das Glas ist klar-grünlich, wie es in römischer Zeit geläufig ist, soweit man das vom Aussehen her beurteilen kann. Es ist durch und durch voller mehr oder weniger horizontaler Schlieren, die auf Guß deuten, und enthält kleine, wenn auch nicht auffallend viele Blasen. Auf der Oberseite ist unter einem etwa 1 mm dünnen klaren Überfang (gut auf Abb. 2, 2 und 4 zu sehen) eine feine Goldblattschicht. Soweit sich erkennen läßt, ist es eine glatt durchlaufende Schicht, ohne Darstellung irgendeiner Art. Das Gold schimmert etwas verschieden: über dem erwähnten, ausgeflossenen Tropfen mehr kupferig, was durch eingedrungene Erdfeuchtigkeit hervorgerufen sein kann, sonst mehr gelbgolden. Zwei sichtbare Striche, die Darstellung vortäuschen könnten, dürften nur Risse in der Goldfolie sein, die bei der Herstellung entstanden sind.

An der Fundstelle kamen römische Mauern zutage, die aber nicht deutbar sind. Dagegen ist in der Nähe<sup>2</sup> das Monnus-Mosaik gefunden worden, und K. Parlasca<sup>3</sup> berichtet von sehr vielen Glasmosaikresten, die wohl vom Gewölbe eines Baues stammen können. Was hindert uns, unsere Scherbe als Werkmaterial für die Mosaik anzusehen? Wir kennen zwar nach Loeschcke<sup>4</sup> größere Stücke

<sup>1</sup> Landesmuseum Trier, E.V. 1109, Inv. Nr. 39, 1042.

<sup>2</sup> K. Parlasca, Die römischen Mosaiken in Deutschland, 1959, 135 ff.

<sup>3</sup> Ebd. S. 67 ff.

<sup>4</sup> S. Loeschcke, Zur angeblich römischen Glashütte auf der Hochmark b. Cordel. Römische Glasfabrikation in Trier. Römisch-Germanisches Korr.Blatt 8, 1915, 56.

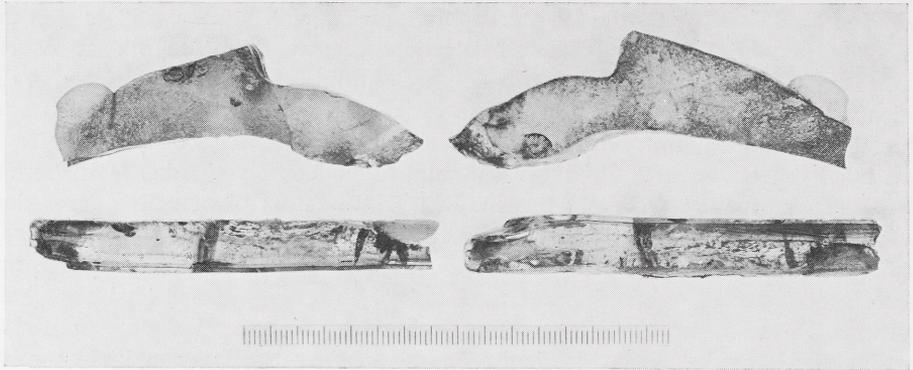


Abb. 2 Goldglasscherbe aus Trier (Inv. 39,1042). 1: Unterseite, 2: Seitenansicht (Unterseite oben), 3: Oberseite, 4: Seitenansicht

rot-opaken Glases von der Wandverkleidung des Doms<sup>5</sup>, die angeblich zusammen mit blauem und grünem Glas verwendet worden sein sollen, doch sind bisher bei den Trierer Mosaiken keine größeren Bildteile von Goldglas bekannt geworden. Nach Parlasca gibt es aber Reste von solchen aus den Barbarathermen (4. Jh. n. Chr.), der Basilika<sup>6</sup> und dem Saalbau bei St. Maximin<sup>7</sup>, um örtliche Herstellung glaubhaft werden zu lassen.

Sieht man aber heute bei moderner Mosaikarbeit zu, so kann man beobachten<sup>8</sup>, daß keineswegs nur in der bestimmten Würfelgröße vorbereitete Werkstückchen verwendet werden, sondern daß mit großem Geschick das benötigte Förmchen mit einer kleinen Zange zurechtgeknipst wird. Wenn uns die Bildhaftigkeit eines Mosaiks beeindruckt, liegt das ja eben daran, daß man der vorgegebenen Bildvorlage nachgeht. Es muß also in jedem Fall für jedes Glasmosaik von jeder Farbe zunächst einmal eine mehr oder weniger große Glasplatte hergestellt werden, die dann griffbereit neben dem Arbeitsplatz liegt. Daß eine Anzahl stereotyper Würfelchen zuerst zurechtgeschlagen wird, ist selbstverständlich, aber für die Feinarbeit muß Rohmaterial bereit liegen. Bleiben wir also bei dem Vorschlag, unsere Scherbe als solches anzusehen, bis sich vielleicht eine bessere Lösung findet. Zum Beispiel in Centcelles, Spanien<sup>9</sup>, liegt ein Befund vor, der eine solche Aussage bestätigen kann. Reste von Rohmaterial, die offensichtlich zu den Mosaiken dort gehören, warten noch der spectrochemischen Untersuchung, die die Zusammengehörigkeit von Schmelztiegel und Mosaiksteinchen unterbauen soll. Zweifellos werden sich bei einiger Aufmerksamkeit bei neuen Grabungen weitere Bestätigungen finden lassen. Jedenfalls ist diese Deutung der Scherbe nicht von der Hand zu weisen.

<sup>5</sup> Leider sind die Stücke im Krieg verloren gegangen.

<sup>6</sup> J. N. v. Wilmowsky, Römische Mosaiken aus Trier, Trier 1888, Taf. 1, 4; Hettner, Westd. Zeitschr. 10, 1891, 239.

<sup>7</sup> Steinhausen, Ortskunde 319.

<sup>8</sup> Die Möglichkeit ergab sich im Nationalmuseum in Karthago, Tunis.

<sup>9</sup> H. Schlunk, Neue deutsche Ausgrabungen im Mittelmeergebiet und im Vorderen Orient, 1959, 344 ff. — Th. Hauschild — H. Schlunk, Madrider Mitteilungen 2, 1961, 119 ff.; Th. Hauschild, Madrider Mitteilungen 6, 1965, 127 f.; 11, 1970, 139 ff.

## Zur Glasfabrikation in Kordel, Hochmark

Siegfried Loeschcke stellte im Römisch-Germanischen Korr.Blatt 8, 1915, 49 ff. das zusammen, was er über die Funde auf der Hochmark bei Kordel erfahren konnte. Danach hat Pfarrer Heydingen, Schleidweiler, zum erstenmal 1878 auf die Glasreste der Hochmark hingewiesen. Wie Loeschcke bemerkt, ist nie ein Bericht über die vom Museum Trier 1880 ausgeführte Grabung erschienen. Dagegen hatten sich Fundstücke erhalten, die Loeschcke nun gründlich studierte. Er kam zu dem Resultat, daß es sich nicht um römisches Glas handeln könne. Er bemerkt, daß Kentenich<sup>1</sup> einen wesentlichen Hinweis gibt, in dem er auf ein Güterverzeichnis des Trierer Erzbischofs aufmerksam macht, welches um 1200 abgefaßt worden ist und in Kordel eine „glasehuve“ erwähnt<sup>2</sup>.

„Est ibi etiam I glasehuve, que solvit per totum 4 sol. et dimidium dominicale maldrum tritici et I et dim. avene et 3 pullos et 15 ova“ (Dort gibt es auch eine glasehuve, die durch das ganze [Jahr? oder im ganzen] als Abgabe entrichtet: 4 solidi und einen halben „Herren-Malter“ Weizen und anderthalb „Herren-Malter“ Hafer und 3 Hühner und 15 Eier). Der Erzbischof hatte auch in Fitten bei Merzig/Saar eine solche huve und man kann im Güterverzeichnis aus dem Abschnitt über die Rechte der Erzbischöflichen Kammer entnehmen, daß von dort auch wirklich Glas geliefert werden mußte. „Camerarius est magister omnium scarhuvan, glashuvan, peremintuvere... glashuvere comburent cineres ad vitrum de siccis lignis et inutilibus dabuntque vitrum portenario et ipse dabit illud ex mandato camerarii ad maiorem ecclesiam et ad domum archiepiscopi et eius capellani“ (Der Kämmerer ist der Aufseher über alle scarhuvan?, glashuvan und pergamenthuvan... glashuvere [= die Inhaber von glashuvan] sollen die Asche für das Glas aus trockenem Holz gewinnen [eigentlich brennen], das zu nichts anderem brauchbar ist. Sie sollen das Glas dem Torhüter [?] geben und der soll es nach Anweisung des Kämmerers an die Hauptkirche und an das Haus des Erzbischofs und seines Kaplans geben). So sehr wichtig diese Nachricht ist, betont Loeschcke, daß es sich bei den Fundstücken aus der Trierer Museumsgrabung, die er gesperrt druckt, nicht um eine römische Glaswerkstatt handeln kann. Die um 1880 gemachten chemischen Analysen<sup>3</sup> sollten römisches Glas beweisen, und wir müssen heute, nahezu 100 Jahre später, sagen, daß noch immer so wenige exakte Glasanalysen vorliegen, die einen leidlich eindeuti-

<sup>1</sup> Römisch-Germanisches Korrespondenzbl. 6, 1913, 39.

<sup>2</sup> Liber, annalium iurium archiepiscopi et ecclesiae Trevirensis. H. Beyer, Urkundenbuch zur Geschichte... der mittelrheinischen Territorien II, Koblenz 1865, 408. Nach freundlicher Auskunft von Dr. Binsfeld, Trier, ist nicht mehr zu klären, wie der Erzbischof zu dem Besitz gekommen ist. Jedenfalls hatte er 1139 eine Curtis in Kordel, die er gekauft hatte. W. Jungandreas, Historisches Lexikon der Siedlungs- und Flurnamen des Mosellandes, Trier 1962, unter „Cordel“. Im Jahre 973 verließ der Kaiser dem Erzbischof von Trier das Forstrecht in dem Cordeler Wald, aber von Glas ist in der Zeit vor 1200 bei Cordel keine Rede. — Wenn als Flurname „Glasheld“ vorkommt, besagt das nichts in bezug auf das Alter dieser Bezeichnung, noch auf die Zeit des Beginns der Glasherstellung. Das gleiche gilt für das Vorkommen von gutem Sand am Pützley auf der Hochmark.

<sup>3</sup> S. Loeschcke, Zur angeblich römischen Glashütte auf der Hochmark bei Cordel. Römisch-Germanisches Korrespondenzbl. 8, 1915, 49—57.

gen, mengenkriterischen Beweis erbringen können, daß wir nicht wissen, was unter „römischen Glas“ zu verstehen ist, von der Analyse her gesehen.

Recht wichtig scheint es zu sein, daß Loeschcke im folgenden darauf hinweist, daß die Verwitterung des Kordeler Glases ganz anders sei als die des römischen Glases, und er beschreibt sehr eindeutig die Art der Korrosion, die uns von spätmittelalterlichem Glas bekannt ist. Seine Beschreibungen der Scherben sind gut und exakt, haben nur den einen Fehler, daß er mit vorgefaßter Meinung von einer falschen Datierung ausgeht. Sicher darf man ihm keinen großen Vorwurf daraus machen, denn in den vergangenen etwa 60 Jahren, seit er geschrieben hat, hat sich das bekannt gewordene Material vervielfacht, und ganz andere Datierungsmöglichkeiten stehen jetzt zur Verfügung. Offenbar ist aber doch übersehen worden, daß Loeschcke selbst in dieser Publikation mit keinem Wort von „karolingisch“ spricht. Auf der einen Seite wundert er sich, daß aus der Hettnerschen Museumsgrabung 1880 keine Tonscherben, die datieren könnten, in das Museum gekommen sind; auf der anderen Seite weist er die Datierung der Funde von La Forêt d'Anlier durch Abbé Dubois ausdrücklich als verkehrt, also nicht-karolingisch, sondern 15./16. Jahrhundert n. Chr. zurück<sup>4</sup>.

In seiner Arbeit ist also von Loeschcke nur römische Glaserzeugung abgelehnt und dann von „nachrömisch“ die Rede, wobei eigentlich durchaus eher 15./16. Jahrhundert als Zeit anklingt. Jedenfalls muß betont werden, daß er, wenn er auch versucht, Ähnlichkeiten mit fränkischen Glasbechern<sup>5</sup> zu konstruieren, an keiner Stelle und mit keinem Wort von „karolingischer“ Fabrikation spricht.

20 Jahre später aber ist es für H. Arbman bereits eine Tatsache, daß „wir die fränkische Zeit verlassen haben und uns in der karolingischen Zeit befinden“<sup>6</sup>. Dann fährt dieser, etwas weiter, fort „jedenfalls ist es nicht möglich, daß dieses Material (von Kordel) von der Glashütte herrührt, die um 1200 bei Cordel im Güterverzeichnis des Erzbischofs von Trier erwähnt wird“. Damit hat er natürlich recht, nur nicht mit dem Postulieren einer karolingischen Hütte, aus der das vorliegende Material nun kommen muß. Was Arbman abbildet<sup>7</sup>, zwingt in keinem Fall zu einer solchen Annahme, wobei selbstverständlich eine Zeichnung, die dort gebracht worden ist, allein zur Beurteilung nicht ausreicht, denn man muß die Glasmasse als solche stark in die Betrachtung mit einbeziehen. Der Schluß<sup>8</sup> „die Glashütte auf der Hochmark bei Cordel ist, soviel man weiß, die einzige Glashütte, wo Hohlgläser erzeugt wurden, die mit Sicherheit dem frühen Mittelalter zugerechnet werden kann“, ist durchaus voreilig und nicht zutreffend. Und ebensowenig zutreffend ist die Behauptung<sup>9</sup>, daß „die

<sup>4</sup> Abbé Charles Dubois, Etablissement de verriers de l'époque Carolingienne dans la Forêt d'Anlier. Annales de l'Institut archéologique du Luxembourg 46, Arlon 1911, 355—373.

<sup>5</sup> Loeschcke a. a. O. 53 u. Abb. 23.

<sup>6</sup> H. Arbman, Schweden und das karolingische Reich, 1937, Kap. III, 35.

<sup>7</sup> Arbman a. a. O. 31, Abb. 2.

<sup>8</sup> Arbman a. a. O. 35.

<sup>9</sup> Arbman a. a. O. 34.

Birkaglaser wahrscheinlich aus dem Rheingebiet kommen“. Man traut eigentlich allen Kulturen die Herstellung kompliziertester Erzeugnisse aus Metall und sonstigen Materialien zu. Nur für Glas hat man in der Richtung Hemmungen. Glas muß immer Import aus irgendeinem fernen Lande sein. Daß bei dem wissenschaftlichen Ansehen eines H. Arbman von der Zeit seiner Arbeit über die karolingische Glasindustrie<sup>10</sup> an nun Kordel als karolingisch eine feststehende Tatsache geworden ist, mag nicht verwunderlich sein. Er zieht auch noch einmal<sup>11</sup> den Fund von Anlier heran, ebenfalls als karolingisch, ohne Loeschcke richtiges Urteil zu beachten, daß es sich dort um einen Fund des 15./16. Jahrhunderts n. Chr. handelt. Wie aus Andeutungen und Anmerkungen hervorgeht, müssen eifrige Gespräche zwischen Loeschcke und Arbman stattgefunden haben, bei denen offensichtlich Loeschcke, zu Unrecht, der Unterlegene blieb. Die Abbildungen bei Arbman<sup>12</sup> Nr. 1 und ganz besonders deutlich Nr. 2 zwingen absolut nicht zu einer Datierung in karolingische Zeit. Offenbar ist auch übersehen worden, was die chemischen Analysen von G. Olson aussagen. Im CaO-Gehalt fallen sie ganz aus der Reihe und stimmen eher zu dem Kölner Krautstrunk, auch mit MgO ist es ähnlich. Wenn die Ansicht richtig wäre, daß frühe Gläser Natronglas sind und die späteren Kaliglas — was aber bisher durchaus nicht beweisbar ist —, spricht hier schon dieser Anteil für spät, ähnlich dem Kölner Krautstrunk. Birka ist nach diesen Analysen Natronglas und unterscheidet sich, wie Arbman betont<sup>13</sup> „deutlich von den Cordeler Gläsern“, wobei er gar noch eine rheinische Herkunft annimmt! Aber bei einer so geringen Anzahl von Analysen ist es sowieso mißlich, so weitgehende Schlüsse ziehen zu wollen. Arbman weist selbst darauf hin<sup>14</sup>, wie wichtig die Art der Verwitterung ist, und daß die nordischen Gläser praktisch gar nicht angegriffen sind, während wir aus Kordel die typische „schwarze, bröckelige“ Verwitterungskruste haben, die leicht abblättert und einen nur dünnen, narbig zerfressenen Kern übrig läßt. Es muß sehr bedauert werden, daß es immer noch keine gute Vorlage der skandinavischen Glasgefäße insgesamt gibt, und es muß auch betont werden, daß es bisher sehr wenig eindeutig zu datierendes Glas aus karolingischer Zeit gibt. Zum allergrößten Bedauern sind die Glasreste von Kordel, die an H. Arbman ausgeliehen worden waren, nicht mehr aufzufinden, und im Museum Trier befindet sich zwischen den Ofen- und Schmelzresten nur noch eine minimale Anzahl von Glasscherben, die sich mit Sicherheit — und diesmal wirklich Sicherheit, da sich inzwischen das Material vermehrt hat — dem 15./16. Jahrhundert zuweisen lassen. Da sich im Wald auf der Hochmark noch mehrere Hügel finden, die zweifelsohne weitere Reste von Glasöfen sind, wird man sehr gespannt sein können, was die Ausgrabung, die das Trierer Museum plant, zutage fördern wird. Es ist eigentlich kaum an dem spätmittelalterlichen Charakter zu zweifeln, doch soll ganz gewiß nicht wieder von einer vorgefaßten Meinung ausgegangen werden.

<sup>10</sup> Arbman a. a. O. besonders 26—86.

<sup>11</sup> Arbman a. a. O. 83.

<sup>12</sup> Arbman a. a. O. 29 u. 31.

<sup>13</sup> Arbman a. a. O. 254.

<sup>14</sup> Arbman a. a. O. 255.